

Eine Studentin begibt sich auf die Spuren des Künstlers Rudolf Ernst

Der vergessene Avantgardist

Beinahe wäre der jüdische Künstler Rudolf Ernst in Vergessenheit geraten. Erst ein kleiner Holzschnitt im rekonstruierten Arbeitszimmer seines Freundes Schalom Ben-Chorin im Münchener Stadtarchiv brachte Ernsts Leben und Werk wieder an die Öffentlichkeit. Die damalige Magistrandin an Institut für Kunstgeschichte der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität, Anna Sophia Messner, interessierte sich für den Urheber des Kunstwerkes, kam dadurch auf die Spuren des Künstlers. Ihre Recherchen führten sie von Deutschland über Paris bis nach Israel.

Zwar konnte die Kunsthistorikerin das Treffen mit Ernsts Sohn Michael wegen seines plötzlichen Todes nicht wahrnehmen, aber dafür half Messner die 96-jährige Freundin Ernsts, Ilana Shafir. Sie war im Besitz einer Kiste mit Mosaiken, Holzschnitten und Illustrationen aus seinem Nachlass, welche Shafir nach dem Zweiten Weltkrieg dem Kibbutz Museum in Ein Harod überließ. Durch Messners Öffentlichkeitsarbeit meldeten sich in der Folge weitere Menschen mit Kunstwerken, Briefen oder Dokumenten, die neben seiner Kunst jeden Mittwoch von 9 bis 12 Uhr und nach Vereinbarung betrachtet werden können.

Ernst wurde 1896 als Sohn jüdischer Einwanderer aus Österreich-Ungarn in München geboren, jedoch im Alter von sieben Jahren katholisch getauft. Er absolvierte eine Frisörlehre, entschied sich allerdings mit 25 Jahren Maler zu werden. Bis 1933 spielte seine Herkunft für seine Malerei keine Rolle. In einem früheren Briefwechsel verbittet er sich noch, seine Kunst mit dem Judentum in Verbindung zu bringen. Eine Einbürgerungsakte von 1932 belegt sogar seinen Wunsch nach der deutschen Staatsbürgerschaft. Die Einbürgerung wurde ihm jedoch verweigert, der Antisemitismus war bereit weit gediehen.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde Ernsts steiler Aufstieg innerhalb der Münchener Kunstszene abrupt beendet. Obwohl er sich nicht mit seinen jüdischen Wurzeln auseinandersetzen wollte, wurde er durch die „Machtergreifung“ von außen an seine Identität erinnert.

Gewaltsamer Bruch

Dieser gewaltsame Bruch zeigt sich in der Ausstellung anschaulich, da die Vitrinen mit Ernsts Briefen und die Kunstwerke an den Wänden miteinander im Dialog stehen. Sind seine Gemälde bis 1930 noch klassische Bildsujets, welche das Alltagsleben in der



Das Judentum spielte im Schaffen von Ernst eine wichtige Rolle.

FOTO BSZ

Großstadt mit großzügigen Farbflächen im Stil des Nach-Expressionismus beschreiben, so ändert sich sein Stil unter Hitler drastisch: Auf seinen expressiven Holzschnitten sind plötzlich orthodoxe Juden zu sehen, welche hinter Stacheldraht von Bajonetten bedroht werden. „Es ist unklar, ob Ernst diese Situation selber beobachtet hat oder es ein allgemeines Bild für die Bedrohung des Judentums sein soll“, erklärt Messner.

Dennoch ist sein Bewusstseinswandel zu künstlerischem Schaffen mit religiöser Erkenntnis unübersehbar. In einem Brief an den Schriftsteller Lion Feuchtwanger, welcher im Leo-Baeck-Institut in New York ausliegt, sieht Ernst nach dem Reichskulturkammergesetz die Zeit für eine jüdische Kunstgeschichte gekommen. Aus diesem Grund rief er zusammen mit dem Religionsphilosophen Ben Chorin und der Künstlerkollegin Maria Luiko 1935 das „Münchener Marionettentheater Jüdischer Künstler“ ins Leben. Innerhalb dieses Kulturbundes schufen sich Juden in jener Zeit in Synagogen eigene Kulturzentren. Das Marionettentheater diente dabei

als Ersatz für Oper oder Theater und fand in der jüdischen Münchener Presse lobend Erwähnung. Internationalen Erfolg feierte Ernst 1936 mit einer Bilderbibel, welche aktuell in Israel ausgestellt ist. Diese Holzschnitte aus dem Buch Tobit und Hiob sind ein Symbol der Rückkehr zu seinen jüdischen Wurzeln und fanden weltweit anklänge. Grund: Die Bibel bedarf keiner Texte, sondern lässt die Bilder für sich sprechen.

Flucht nach Jugoslawien

Sein schönstes Werk ist jedoch eine Holzuhr, welche er 1935 als Geschenk an Ben Chorin nach Jerusalem schickte und jetzt im Stadtarchiv ausgestellt ist. Auf dem silbernen Ziffernblatt sind die hebräischen Zahlen und die Löwen Judas zu sehen. Auf der Peripherie sind die segnenden Hände der Kohanim, der Davidstern, das Waschbecken und die Kanne der Leviten sowie der Menora abgebildet.

1938 gelang Ernst mit seiner Familie die Flucht nach Jugoslawien. Dort wollte er eine Kunstschule er-

öffnen, wie seine ausgestellten Manuskripte belegen. Nach München komme er nicht mehr zurück, schrieb er auf einer Postkarte. Bevor er seine Pläne umsetzen konnte, marschierten 1941 deutsche Truppen in das Land ein. Ein Jahr später nahm er sich das Leben.

Ernst war ein Avantgardist seiner Zeit. Messners Recherchen belegen, wie seine Werke zusammen mit Bildern von Max Ernst ausgestellt wurden und er 1929 in der hoch angesehenen Künstlergruppe „Die Juryfreien“ in der Prinzregentenstraße 2 aufgenommen wurde. Obwohl eines seiner Werke in der städtischen Galerie Lenbachhaus die Säuberungsaktionen der Nationalsozialisten überstand, ist Ernst in Vergessenheit geraten. Dabei ist sein Schicksal exemplarisch für die Generation deutscher Juden, welche sich ihrer Herkunft bis zum Beginn des Dritten Reichs kaum noch bewusst waren. Jetzt sind die Freunde wieder vereint – dank eines kleinen Holzschnittes.

> DAVID LOHMANN

Bis 31. Januar. Geöffnet ist mittwochs 9 bis 12 Uhr und nach Vereinbarung

Ausstellung über den Afrikaforscher Georg Schweinfurth

Auf Expedition im Schwarzen Kontinent

Am 29. Dezember 2011 jährte sich zum 175. Mal der Geburtstag des Afrikaforschers Georg August Schweinfurth. Er war neben David Livingstone und Sir Henry Morton Stanley einer der bedeutendsten Afrikaforscher des 19. Jahrhunderts. Darum hat die baden-württembergische Stadt Wiesloch (Rhein-Neckar-Kreis) jetzt eine Ausstellung eröffnet, die bis 29. Februar 2012 auf konzentrierte Weise das Leben des Afrikaforschers nachzeichnet.

Wer sich jetzt fragt, warum die Bayerische Staatszeitung ausgerechnet über eine Ausstellung im benachbarten Baden-Württemberg berichtet, der sei nur kurz an den Familiennamen des Chefredakteurs der Staatszeitung erinnert. Dessen Familie stammt, geht man ins 14. Jahrhundert zurück, aus der gleichnamigen unterfränkischen Stadt. Im 15. und 16. Jahrhundert ist in den Urkunden der Städte Nürnberg und Bamberg von einem angesehenen Patriziergeschlecht gleichen Namens mehrfach die Rede.

Während des Dreißigjährigen Krieges, genauer gesagt im Jahre 1625, taucht dann der erste Träger des Namen Schweinfurth im Kraichgau – namentlich in der Stadt Sinsheim – auf. Die Wirren des Krieges, Seuchen und konfessionelle Unstimmigkeiten hatten wohl den einstigen Großstädter in das politisch ruhigere und konfessionell tolerantere Gebiet der südöstlichen Kurpfalz verschlagen.

Als jedoch im Jahre 1810 Rekrutenwerber im Großherzogtum Baden damit begannen, 8000 Mann zu einem Heer für die Kriegszüge des Kaisers Napoleon zusammenzustellen, floh der Vater des späteren Afrikaforschers mit 23 Jahren aus Wiesloch. Somit entging er der „Rekrutenaushebung“, die ihm drohte. Über Lübeck gelangte er nach Riga ins russische Zarenreich, wo er einen florierenden Weinhandel aufbaute.

Abenteuersuche

Doch sein Sohn Georg Schweinfurth kehrte zum Studium nach Deutschland zurück. In Heidelberg, München und Berlin studierte er die Fächer Botanik, Geographie, Mineralogie und Chemie. Neben den universitären Verpflichtungen frönte er aber auch dem süßen Studentenleben, was ihm in Heidelberg 200 Gulden Schulden einbrachte.

Eine akademische Laufbahn war Georg Schweinfurth aber zu langweilig. Er suchte das Abenteuer und begab sich von Kairo aus auf Erkundung der damals noch unerforschten Gebiete des östlichen Ägyptens, Nubiens und des Ostsudans. Ihn interessierte vor allem die dortige Pflanzen- und Tierwelt wissenschaftlich.



Der Afrikaforscher Georg Schweinfurth sah sich selbst gern als Abenteurer. FOTO STADT WIESLOCH

Die meisten Expeditionen der britischen, französischen, portugiesischen und belgischen Forschungskollegen von Georg Schweinfurth im ausgehenden 19. Jahrhundert dienten dem Imperialismus ihrer Heimatländer. Die erforschten Gebiete in Afrika sollten als Kolonien Land, Rohstoffe und Menschen für die Versorgung der Staaten in Europa liefern. Mit diesem rigorosen Raubbau war Schweinfurth aber nie einverstanden. Schon 1878 bezog er klar Position: „Ich habe Afrika gesehen und habe es noch vor Augen, wie es ist, als das große Haus der Knechtschaft, nicht wie es sein sollte, als das ungeheure Gebiet einer freien Mitarbeit an den Gesamtaufgaben der Menschheit. An einem endlichen Sieg der guten Sache sowie an der Zukunft des schwarzen Menschengeschlechts werde ich nie zweifeln.“

Ein herber Schicksalsschlag sollte Georg Schweinfurth noch kurz vor seinem Tod treffen: Infolge der russischen Revolution ging ihm mit einem Schlag sein regelmäßiges Einkommen aus einer Stiftung seiner Familie in Riga, welche ihm zeitlebens ein sorgloses und unabhängiges Forschen ermöglichen sollte, verlustig. Und die staatliche Rente in Deutschland verlor wegen der Inflation in den 1920er Jahren ihren Wert, so dass er plötzlich fast mittellos dastand. Der 80-jährige war auf das Wohlwollen seiner Freunde und Bewunderer angewiesen, das ihn vor dem Hunger bewahrte. Am 19. September 1925 verstarb Georg Schweinfurth im Alter von 88 Jahren. Sein Grab befindet sich mit einem stattlichen Gedenkstein noch heute im botanischen Garten in Berlin-Dahlem. > BSZ

Bis 29. Februar. Geöffnet wochentags von 8 bis 18 Uhr.

Misslungene Inszenierung von Hebbel im Residenztheater

Tuntiger Gyges im rosa Glitzergewand

Bedrohlich ragt er in die Höhe und umfasst beinahe die gesamte Bühne des Residenztheaters: ein überdimensionaler schwarzer Bottich, der bald die ganze alte Welt verschlingen wird. Denn das Rad der Zeit dreht sich unermüdlich weiter. Noch werden im Inneren des Bottichs die Traditionen und Leitlinien einer vergangenen Zeit bewahrt, doch schon jetzt strahlen die Wände dort an vielen Stellen nicht mehr in reinem Weiß.

Inmitten dieses Halbrunds steht die schöne Rhodope (Friederike Ott) mit ihrem glitzernden und funkelnden weißen Schleier wie eine Heiligenfigur auf einem Altar. Starr hält sie an den Sitten ihrer indischen Heimat fest, denen gemäß es nur ihrem Vater und später ihrem Ehemann möglich ist, sie entschleiern zu dürfen. Sie zeigt kaum eine Regung, weiß sie doch, dass sich der Boden unter ihr in einer gefährlichen Schräglage befindet. Bald wird ihre Welt durch ei-

nen unverzeihlichen Tabubruch aus den Fugen geraten. Ihr Mann Kandaules (Werner Wölbern), der König der Lydier, erhält von seinem Freund Gyges einen Zauberring, der seinen Träger unsichtbar macht. Sogleich führt ihn der eitle Herrscher in das Schlafgemach seiner Frau, um sich Rhodopes Schönheit bestätigen zu lassen.

Selten findet man Friedrich Hebbels 1854 uraufgeführte Tragödie Gyges und sein Ring auf den Spielplänen deutschsprachiger Theater. Am Münchner Residenztheater hat nun die 28-jährige Nora Schlocker das Drama um die Unvereinbarkeit eines traditionellen mit einem modernen Wertekodex inszeniert. So beeindruckend und klar das Bühnenbild von Jessica Rockstroh ist, so undurchsichtig bleibt Nora Schlockers Interpretation der Hebbelschen Vorlage. Ihrer Inszenierung mangelt es an Durchschlagkraft, an Radikalität und vor allem an einem



Orientierungslos: Britta Hammelstein. FOTO RESIDENZTHEATER

mutigen und entschiedenen Zugriff auf den Stoff. Ihre Figuren verharren in Statik und leiden am Zustand einer Welt, die ihnen keine Orientierung mehr bietet.

Ähnlich orientierungslos wie die von ihnen verkörperten Figuren wirkt jedoch auch das Ensemble des Residenztheaters, vor allem Stefan Konarske als tuntiger Gyges im rosa Glitzergewand. Dadurch wird Schlockers interpretatorischer Ansatz unfreiwillig zu einer Demonstration ihrer eigenen Ratlosigkeit gegenüber dem Drama. Dass die Ordnung der Welt erst durch den Tod von Kandaules und Rhodope wiederhergestellt werden kann, ist heute wenig verständlich. Schlocker präsentiert mit Herr Gyges und sein Ring eine müde Inszenierung eines Textes, der in seiner sublimen Gestaltung menschlicher Konflikte auch heute noch enorme Sprengkraft auf der Bühne hätte entwickeln können.

> LENA KETTNER

Der Jahresband 2011

208 Seiten
Blauer Leineneinband mit Silberprägung
18 Euro zzgl. Porto

Bestellungen:

Verlag Bayerische Staatszeitung GmbH
Vertrieb
Postfach 221653
80506 München
Telefon: 089 / 29 01 42-59 und -69 – Fax: 089 / 29 01 42-90
vertrieb@bsz.de